Misc. I, 157.

Die vier mahl vier Zeichen

oder

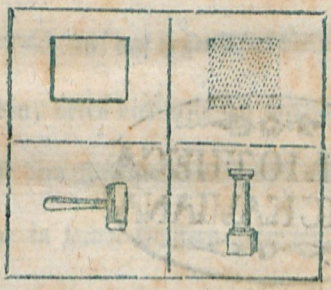
das Buch

über die

Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript

in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.



Erstes Quart.

Zu finden

in allen Europäischen Staaten und in der Asiatischen Türkey.

BIBLIOTHECA
PONICKAVIANA

X
1-2 vol.
225

Vorerinnerung.

Dieses Büchlein, auf dessen Titel die 16 Zeichen standen, deren vier erste wir hiermit dem Leser nebst dem Inhalte des Buchs überreichen, war in lauter Chiffern gefertigt, und sahe aus, als ob es nie zu etwas andern bestimt gewesen wäre, als Geheimnis für den

zu bleiben, der es so mühsam entworfen, und sich damit unterhalten.

Man hat es bey jemanden gefunden, der als ein heimlicher Anhänger verschiedener Sekten bekant war, und dem man sehr auspaßte, um von ihm noch einen wichtigen Beytrag zur Geschichte aller dieser Sekten zu erhalten, der auch wohl ein Opfer der Kabale gegen diese Sekten hätte werden können, wenn nicht ein wohlthätiger Tod ihn aus der Mitte seiner Familie weggeraft.

Der Tod pflegt selten wohlthätig zu seyn. Hier aber war ers, denn er brachte diesen durch einen sehr ruhigen Schlagfluß in eine andre Welt, wo man ihn gewiß nicht verfolgt, und rettete seiner Familie ein Vermögen, welches man schon lange mit neidischen Augen in Punkto des Fiskus angesehen hatte.

So ist dieses Werk in einer Chiffersprache geschrieben, weil es in einem Lande geschrieben worden, wo nicht blos verboten war, über Könige etwas druken zu lassen, sondern auch über Könige etwas zu schreiben, und wo zu-

weilen die Schriften mancher Einwohner des Landes untersucht wurden, die denn, wenn jene dergleichen enthielten, zur Verantwortung gezogen zu werden pflegten. Man hätte gern auch das Denken über Könige verboten, allein weil unglüklicherweise die Menschen denken können, was sie wollen, ohne daß Könige es wissen, so bleibt das eine für manchen unter ihnen traurige Unmöglichkeit. Man pflegte ihnen dann die Instanz zu machen, warum sie etwas, was sie nicht einmahl zu denken berechtigt wären, sogar zu Papiere gebracht.

Hatte

Hatte aber dieses nur einigen Anschein, als ob es nicht von ihnen wäre, so war, außer dem Verlust des Manuscripts, der Schade nicht so groß; denn sie durften nur sagen: Sie hätten dieses Buch von irgend einem Sektirer, Illuminaten, Rosenkreuzer, oder was immer genannt wurde, so ward es zu den Akten jener Sekten beygelegt, und damit hatte das Lied ein Ende. Das alles zu untersuchen, war für die Minister eine viel zu beschwerliche Arbeit. Wird beygelegt, und damit Punktum.

Uebrigens ist der Styl des Büchleins nicht gekünstelt oder blendend, sondern so gerade zu,

als

als wenn ich sage: Eine Nuß ist eine Nuß. Es giebt auch keine herzbrechende Lächerlichkeiten, worüber der Leser zerplazen möchte, darin, allein, es giebt verschiedenen Menschenverstand, über den man wohl ein Stündgen nachdenken kan. Und zur Vorerinnerung für ein Quart ist das genug.

Erstes

Erstes Quart.

Die Versamlung.
Die Seele.
Der Hammer.
Die Säule.

Inhalt.

Die Versammlung.
Die Seele.
Der Hammer.
Die Thale.

Könige sind Menschen.

Dies ist eine Wahrheit, ohne welche dieses Buch nicht bestehen könte. Denn es behandelt die Könige nicht mit Kniebeugen und Schmeicheleyen. Es will ohngefehr dieses Buch das sagen, was das obenstehende Zeichen bey den Menschen sagen soll, wenigstens bey einer gewissen Gattung, die durch dieses Zeichen eine Epoche andeutet, in welcher der König nicht mehr König, sondern Mensch ist.

Wenn dieses Zeichen, zu dem sich mancher König verstand, allemahl das würklich ausführte, was

es bedeuten soll, so würde unter vielen Menschen eine glükliche Harmonie statt finden. Allein das Zeichen wird, so wie alles, was dem anhängig ist, entsezlich gemisbraucht. Es gab einmahl eine Zeit, wo man glaubte, es könte ein Mittel abgeben, Könige auf Stundenlang in der Idee zu erhalten, daß sie auch Menschen wären, und man hatte alsdenn die Zuversicht, Könige würden in stillen Stunden diese Augenblike überdenken, und sich in ihren Regierungen auch darnach einrichten, daß sie Menschen wären.

Aber die verbündeten Menschen selbst, die dieses Zeichen sich gemacht hatten, vergaßen, daß sie Menschen, und jeder, der sich in dieser Epoche mit ihnen vereinigte, ihnen gleich wäre, und wie solten denn grössere als sie, denen sie mit gutem Beyspiel vorgehen mußten, das thun, was ihnen eigentlich oblag, zu beweisen.

Man wird unter den heutigen Menschen, die sich so verbinden, nicht leicht einen finden, der das Recht hat, eine solche Epoche festzusezen, wie jenes

Zeichen

Zeichen sie andeutet, der nicht von dem, der darin als ihm gleich erscheinen will, vorher eine Demüthigung verlangen solte, die in den Verhältnissen der Menschen keine Demüthigung genannt zu werden verdient, aber wo die Menschen ohne Verhältnisse sind, oder seyn sollen, allemahl einen Grad von Eitelkeit verräth, der ihn schon schlechterdings vom Menschen herabwürdiget, wenigstens der Stufe ihn unwerth macht, ein solches Zeichen zu regieren. (a)

Daß Könige vergessen können, daß sie Menschen sind, ist nicht zu verwundern, denn Menschen vergessen es ja in allen Ständen, und da wir sie selbst über Menschen wegsezen, so können sie um so eher vergessen, daß sie eigentlich blos zu uns gehören, können sich etwas vorzügliches, etwas überirdisches dünken, da wir sie oft auf eine überirdische Sphäre versezen.

Allein die liebe Natur, unsrer aller Mutter hat Sorge getragen, es sie nicht vergessen zu lassen, daß sie so gut, wie wir übrigen, aus ihrem Stoff ver-

fertiget sind, und all die Unvollkommenheiten an sich tragen, die alle übrige Erdenkinder haben.

Wenn ein solcher Wurm, denn was sind wir anders als Würmer, ehe wir menschliche Bildung erhalten, wenn ein solcher Wurm in seiner ersten Lympha schwimt, so hat die Natur nicht bestimt, aus diesem soll ein König werden, sondern der Zufall macht ihn dazu. So kan der Königssohn, wenn er die volle Hofnung hat, seinem Vater nachzufolgen, nie mit Gewisheit sagen, ich werde König werden, denn in der Minute, ehe sein Vater stirbt, kan er noch vom Tode, diesem Königs- und Menschenfeinde, in die Arme genommen, und in eine Sphäre versezt werden, wo der König gerade so weit von ihm entfernt bleibt, wie vom Bettler im indischen Reiche seines Vaters, der würklich König war.

Auch kan kein König der Welt mit zuverläßiger Gewisheit sagen, ich werde König bleiben, so lange ich auf Erden bin, weil er Mensch ist. Denn der Mensch ist den Zufällen des Schikfals ausgesezt,

fezt, welches, wenn wir es personifiziren wollen, sich einmahl nicht in Fesseln schlagen, sondern sich seinen Eigensinn so weit treiben läßt, daß, wenn es sagt: Der König soll nicht mehr König seyn, so kan keine menschliche Gewalt zuwegebringen, daß er König bleibe.

Die Beyspiele also, daß Könige nicht Könige blieben, dienen den Königen zu Beweisen, daß ihre Macht vergänglich ist, so lange sie leben; die Beyspiele, daß Könige sterben, zeigen ihnen, daß ihr Vorzug nicht so gros ist, daß er diesem allgemeinen Menschenfeinde auch nur ein Körnlein Ehrfurcht für sie einflößte.

Aber die Krankheiten, denen Könige ausgesezt sind, wie andre Menschen, könten sie auch täglich daran erinnern, daß sie wie andre Menschen sind. Freylich haben die Könige Leibärzte, denen die Sorge für ihre körperliche Uebel überlassen ist.

Aber es ist immer traurig, wenn ich andre Menschen für das muß sorgen lassen, was ich eigentlich

selbst besorgen solte. Jedes unvernünftige Thier sorgt für seine Gesundheit, und der Mensch überläßt diese Sorge andern. Da müssen Aerzte an todten Körpern untersuchen, was sie an lebendigen heilen sollen, haben mit Mühe und Noth ein System der Arzneykunst zusammengebracht, welches sie selbst mit Noth und Mühe glauben, und ganz ohne Noth und Mühe alle Menschen bewegen, daß sie sich ihnen überlassen.

Allein sie haben zwey unwiderstehliche Gehülfen auf ihrer Seite. Der eine ist die Liebe der Menschen zum Genuß. Um schneller zu genießen, will man die Krankheit schneller los seyn. Deswegen wendet man sich an Aerzte, und läßt diese der Natur vorgreifen. Sie finden Mittel, die Maschiene des Menschen in eine schnellere Bewegung zu bringen, dadurch die Uebel schneller auszuführen, allein auch die Maschiene schneller aufzureiben.

Der zweyte unwiderstehliche Gehülfe der Aerzte ist die Noth des Augenbliks. Wer von der Unzulänglichkeit der Arzneykunst völlig überzeugt war,

wer

wer hundertmahl versicherte, es sey nicht möglich, daß er je sich einem anvertrauete, er wolle der Natur gewis den Lauf lassen, wenn seine Maschiene je in Unordnung gerathen solte, der schikt gewis in der Noth des Augenbliks zum Arzt. So philosophisch er vorher beweisen konte, es sey unmöglich, einen Lauf, den die Natur bestimt, zu hindern, nicht möglich, daß die Kunst des andern besser rathen könne, als das Gefühl des Leidenden, so sicher er behauptete, die Kurart aller Uebel des menschlichen Körpers bestehe in der Mäßigkeit, und einigen einfachen Mitteln, die man sich selbst abstrahiren könne, so läßt er sich im Augenblik der Noth ununtersucht darauf ein, was der, den er wie einen Gott jezt ehret, ihm befiehlt, sey es nun ein Verehrer des Aderlassens, oder des Purgierens, seze er alle Krankheiten im Magen, oder ins Blut, glaube er an Fiebern, oder an Nervensäfte, sey er fürs Mineralreich oder eifriger Vertheidiger der Vegetabilien, kurire er nach Paracelsus Unsinn, oder nach den Grundsäzen weisseres Naturforschens, genug, er thut, was er befiehlt.

Nun mögten Könige immer gern schneller aus der Angst gerettet seyn, der Zerrüttung ihrer Maschiene sich nahe zu wissen, und Glük für sie, wenn sie noch Leibärzten in die Hände fallen, die die Ruhe und den Ruhm des Augenbliks nicht ihrem Gewissen vorziehen, um die Zukunft der Maschiene sich nicht bekümmern, und die Anlage auf Belohnung schneller Heilung so einzurichten wissen, daß wenn der König auch durch ihre Schuld 10 Jahre eher stirbt, sie dabey nichts leiden.

Krankheiten des Körpers können also Könige leicht aufmerksam darauf machen, daß sie Menschen sind, und thun das auch gemeiniglich. Allein Krankheiten des Körpers sind doch nur seltene Mahner dieser Wahrheit, und die Könige solten derer öftre haben. Wir wollen also ihre körperlichen Krankheiten ihren Leibärzten, und deren Gewissenhaftigkeit überlassen.

Wolte der Himmel, jene Gesellschaft, deren Zeichen wir zum Motto genommen, hätte ihre Pläne auf bessere Gründe gebauet, nach welcher ersten

sten ächten Ursprunge sie Mittel seyn solte, aller Menschen Gleichheit in Erinnerung zu bringen, Wirkung seyn sollte, daß diese Menschen in ihren Zusammenkünften aufmerksam auf das gemacht würden, was sie außer ihren Zusammenkünften der Menschheit schuldig wären, so würde es mehr Menschenliebe, weniger Despotismus geben, und dann könnten auch Könige sich Brüder der Menschen vielleicht durch ihre Hülfe nennen, so aber können sie nichts dazu beytragen, denn sie sind gewichen von ihrem Plan. (b)

Wir wollen aber in unserm Büchlein weiter gehen, und da die Könige nicht aus blosen Körpern bestehen, so wollen wir sie nach dem betrachten, was sie außerdem sind.

Könige haben Seelen.

Mit dem Zeichen, welches über diesem Abschnitt steht, bezeichneten manche ältere und neuere Schriftsteller, und auch Mahler, die Seele des Menschen, nur daß sie kein bepunktirtes Vierek, sondern eine bepunktirte Menschengestalt dahinsezten, welches uns zu viel Raum eingenommen haben würde. Obgleich man diese Art, eine Seele zu einer Idee zu bringen, nicht allerdings allgemein angenommen hat, so ist sie doch ganz hübsch. Denn wenn man sie blos umreißt, wie ein Bild eines Menschen, so ist es entweder als ein umrissener Körper, und da bleibt das alte, oder als ein leerer Raum zu betrachten, und die Seele als einen leeren Raum sich zu denken, ist doch wohl der allerentsezlichste von allen Gedanken.

Aber

Aber so, lieber Leser, ist es so etwas anschauliches, und durchschauliches, so, daß es einen gar nicht als etwas körperliches vorkommt, und es scheint uns auch, als wenn die kleinen Pünktchen alle sich in die Theile unsers Körpers hineinbewegen, und ganz leicht, wenn sie sich in allen befinden, und alle dann mitwirken, die Ausführung des Willens hervorbringen; denn was die Seele will, das thut ja der Körper. Man denke sich einmahl einen Arm voll solcher Pünktchen eins an den andern, und in jedem dieser Pünktgen eine Kraft, und diese Kräfte alle in eine Wirkung vereiniget, die sie anzieht, ob sich da der Arm nicht heben, senken, sich bewegen, und herum schlagen muß, wie die Wirkung, die die Pünktchen anzieht, will. Also unsre Begriffe von der Seele gefallen sich in dieser Darstellung. Daher mag es auch wohl gekommen seyn, daß man dem Golde ein gleiches Zeichen gegeben, wie der Seele, weil das Gold die Seele der meisten Menschen auch ist, und es muß der Seele des Menschen sehr schmeichelhaft seyn, daß er ihr mit dem besten, was er hat, einerley Zeichen

giebt,

giebt, da er doch das Gold siehet, die Seele aber nicht sehen kan. Daher auch die Vorliebe manches Menschen vor dem Golde, sobald seine Seele und sein Gold in Collision kommen. Denn wenn schon der Teufel heut zu Tage keine Seelen mehr mit dem lebendigen Körper holt, so holt er doch desto mehrere ohne Körper.

Wir haben nun, ehe wir zu den Seelen der Könige übergehen, noch ein paar Einwürfe wegen des vorgehenden zu widerlegen, denn ein oder der andere, der uns nicht grün und gut wäre, könte verlangen, wir sollten ihm beweisen, daß es einen Teufel und eine Seele gäbe. Allein aus diesem Handel wollen wir uns sehr kurz ziehen, denn Seele nennen wir das, was der Menschen vernünftige Handlungen bestimmt, und der Teufel ist für die, die einen Teufel glauben, der Teufel, den sie glauben, und für die, die keinen glauben, die Verführung, sie komme unter was für Gestalten sie wolle.

Da wir es aber mit dem Teufel nicht zu thun haben, sondern mit der Seele, so reden wir auch

blos

blos von dieser, die wir als den vernünftigen Bewohner des menschlichen Körpers annehmen.

Zwar flüstert uns jemand ins Ohr, es gäbe Könige, die keine Seelen hätten, weil es Menschen gäbe, die keine Seelen hätten, allein dem müssen wir nach unsrer einmahl angenommenen Meynung förmlich widersprechen, weil wir dies zum Schein, und den Schein, als ob man keine Seele habe, zu den Krankheiten der Seele zählen, und zwar diese in den Klassen die erste seyn lassen.

Denn wenn auch würklich, wie jener König der Frösche, ein menschlicher König nur ein Kloz zu seyn schiene, so beweiset doch das nichts wider das Daseyn seiner Seele.

Unter dem Titel, die Krankheiten der Könige, verstehen wir also die Krankheiten der Seelen der Könige.

Da wir übrigens in dem Werden der Seelen keinen Unterschied annehmen, keineswegs glauben, daß die Seele, die in einen Körper kömmt, Bezug

auf

auf die Zukunft habe, die diesem Körper bevorsteht, vielmehr annehmen, daß alle Seelen, so wie sie Besiz von ihrem Körper nehmen, geschehe das nun in welchem Zeitpunkt es wolle, einander vollkommen gleich sind, so muß es auch die Menschen gar nicht wundern, daß nach Proportion unter den Königen eben so viel Verschiedenheiten zum Vorschein kommen, die ihren Ursprung auf Mutterleib, Erziehung und Lenkung der Neigungen haben.

Unter die Seelenkrankheiten müssen sich freylich alle andere Stände und Menschen auch schmiegen, aber beym Stande der Könige haben sie das eigne, daß sie zu viel Einfluß auf andre Menschen mit haben, und weil man hier die verkehrte Welt gemacht, und da wo Aerzte nöthig waren, keine gesezt, so wollen wir doch, ehe wir zu den speciellen Krankheiten übergehen, noch etwas von diesem Eulenspiegelstreich der Menschen sagen.

Krankheiten des Körpers hebt die Natur, weil er ein unvollkommeneres Wesen ist, welches sich selbst nicht zu helfen im Stande war, und aus diesem Grun-

Grunde anderer Hülfe bedurfte, die nach den Regeln ein eben so unvollkommenes Wesen, wie das andere, dem andern doch wohl nicht geben konnte, denn daß wir Menschen so weit kommen würden, uns träumen zu lassen, wir würden die alles wirkende Natur übertreffen, das konnte die Natur wohl schließen, aber auch wissen, daß alles auf Charlatanerie hinauslaufen würde. Sie ist daher der beste Arzt für unsre körperlichen Krankheiten.

Allein unsre Seelen sind vollkommnere Wesen, sind daher sich selbst überlassen. Hier haben wir keine Natur, die ihnen zu Hülfe kömmt, keinen Arzt, der dem Uebel Einhalt thut, wenn sie kränkeln, als ihre eigene Ueberlegung. — Die Krises, die die Natur in körperlichen Krankheiten nimmt, oft wider unsern Willen nimmt, und auf die der leibliche Arzt mit Aug und Ohr lauscht, um hernach sagen zu können — ich — ich habe das gethan, diese finden bey den Krankheiten der Seele nicht statt. Um ihnen Krises zu verschaffen, dazu gehört der völlige uneingeschränkte Wille der Seele selbst.

Nur dieser vermag den Handlungen eine andere Richtung zu geben, nur dieser vermag den eingerissenen Uebeln Einhalt zu thun, die die Seele immer mehr verderben. Da nun ein Wille der Menschen vor den andern gut ist, durch Mutterleib, Bildung, Erziehung, Erfahrung gut ist, da die Handlungen der Seele eben so offen vor unsern Augen liegen, als die Geheimnisse des Körpers denselben verborgen sind, so läßt sich mehr als zu deutlich sehen, daß bey diesem offenbare Heilung immer eher möglich ist, als bey jenen Geheimnissen, besonders da der unmittelbare Arzt, der Wille bey der Hand ist, und durch denselben die Uebel gehoben werden können; und also solten die besseren und erfahrnern Seelen mit aller Macht daran arbeiten, den übrigen minder guten Seelen die falsche Bahn ihres Willens vorzustellen.

Allein der erste Fehler war, daß wir auf unsre Seelen nicht so viel hielten, als auf unsre Körper, weil der Genus des Körpers gewöhnlich mehr Reiz als der Genus der Seele hat. Ich fordere aber jeden

den Menschen auf, mir zu widerstreiten, daß Seelengenus ihm nicht zuweilen unendlich angenehmer gewesen, als körperlicher, mir zu läugnen, daß Seelengenus nie unangenehme Empfindungen in ihm zurükgelassen, dahingegen körperlicher Genus dieses nur mehr als zu oft zur Folge hat.

Daß unser Körper den Seelen gegeben wurde, um thierische Reize kennen zu lernen, und deren Uebermaas zu fliehen, um in künftigen bessern Bestimmungen uns nicht von ihnen hinreissen zu lassen, das war unsre wenigste Sorge. Dagegen geriethen wir auf das dumme System, daß wir für dieses Leben da wären, und wenn wir es genossen, es aus mit uns sey. Wir fiengen an uns vernünftige, denkende, so weit über die Sphäre dieser Welt erhabene Geschöpfe als Spielwerke zu betrachten, mit welchem der Herre Gott, oder wie wir sonst das erhabenste, vollkommenste aller Wesen nennen wollen, sich einen kleinen Zeitvertreib macht, so wie wir ihn uns ohngefähr mit leblosen Dingen machen. Wir könnten also doch glauben, daß es ein denkendes

Wesen geben könnte, welches sich den Spas machte, mit andern denkenden Wesen zu spielen, und die Menschen als Puppen zu betrachten, denen es, wenn es ihres Spaßes gesättigt wäre, einen Nasenstüber gäbe, und sie damit in ihr Nichts zurük führte. O weh! Menschen! Seelen! Wie könnt ihr so despektirlich von euch selbst urtheilen.

Zwar nicht alle urtheilten so, sondern es machte sich insbesondere eine Parthie auf, die Moral und Religion predigte. Ja, du lieber Gott! das war keine Moral und Religion für Seelen, sondern für Körper. Das fußt sich alles auf Verhältnisse, nicht auf Gleichheit. Die Verhältnisse verdrängen zu wollen, wäre eine große Narrheit, allein die Gleichheit ganz aus den Augen sezen, eine weit größere. Beyde können gar zu gut zusammen bestehen. Weitläuftiger Moral und Religion zu untersuchen, gehört nicht hieher, sonst wolten wir bald beweisen, wie nothwendig beyde für Verhältnisse in der Art sind, wie sie sind, wie wenig aber in der Art, wie sie sind, sie mit den Seelen zu schaffen haben.

Der

Der König ist dem Körper nach im Verhältnis weit mehr als der Bettler, aber hat seine Seele nicht Vorzüge vor der Seele des Bettlers, so ist sie nicht eine taube Nuß mehr werth.

Da nun aber Königsseelen im Ganzen vielmehr Einfluß auf andere Seelen haben, als gemeine Seelen, hier nicht als Seelen, sondern in ihren Verhältnissen mit ihren Körpern genommen, so folgt daraus, wie viel besser es seyn würde, wenn wir so viel Seelenärzte hätten, als körperliche wir haben, wenn so viel Studium auf die Kenntnis der Seele verwendet würde, als auf die Kenntnis des Körpers.

Wir halten die ganze Mühe der Arzneykunst des Körpers für eine verlohrne Mühe, und alle Aerzte für Müssiggänger, denn keinen Menschen haben sie noch vom Tode gerettet, und es ist eine große Frage, wenigstens können sie keinen mathematischen Beweis beybringen, ob sie einem Körper ein längeres Leben verschaft haben, weil man ihnen entgegensezzen kan, daß die Natur das nehmliche hätte wirken können, und muß haben wirken wollen, weil

sie sonst nicht glüklich gewesen. Sie unterstüzen die Natur — sie helfen ihr nach — das hört die Natur, zukt die Achseln und lacht.

Ließen wir doch den Körper fahren, der einmahl zum Sterben bestimmt ist! Aerzte! legt euch doch miteinander auf Seelenstudium. Machts euch nicht reich für die jezige Zeit, so hilfts euch in die Zukunft hinein mit starken Fortschritten, und ihr habt wenigstens nicht zu bereuen, ein Menschenalter eures Seelenlebens als verschwendet beweinen zu müssen.

Es sollte daher Aerzte geben, die Besserung der Seelen in Verbindung mit der Gleichheitslehre derselben lehrten. Es müßte diese allgemeine Seelengleichheit ganz außer Verhältnis mit der körperlichen Verschiedenheit gesezt werden. Es ist, wir sagen es noch einmahl, Unsinn, Gleichheit der Stände etabliren zu wollen, Gleichheit der Seelen aber wird Frieden bringen. (c)

Von

Von der Krankheit der Könige, nicht Menschen seyn zu wollen, und daher den Schein zu geben, als ob sie keine Seele hätten.

Wenn Könige glauben, daß sie nicht Menschen, das heißt mehr als Menschen sind, so geben sie den Schein von sich, als ob sie keine Seele hätten, denn man glaubt, nur ein seelenloser Mensch könne sagen, er sey nicht Mensch. Allein da kein Mensch ohne Seele existiren kann, so ists eine Thorheit das zu behaupten, und es ist blos eine Krankheit der Seele, wenn sie glaubt, ihr Körper sey etwas anders, als ein menschlicher Körper.

Bey einem Könige ist freylich diese Krankheit eine der allerschlimmsten, und um so mehr, da die Seele bey dieser Krankheit des Königs sich mehr

verstellt, weil, wenn sie sich ganz entlarvte, man ihr die Gewalt nehmen würde, die sie als Mensch hat. Es ist auch bey andern Menschen diese Seelenkrankheit oft in größern, oft in geringern Grade. Ist sie in dem Grade, daß der Mensch sich ganz darüber erklärt, was er zu seyn glaubt, um nicht Mensch zu seyn, zum Beyspiel, daß ein Mensch sagt, ich bin der Engel Gabriel, oder, ich bin Gott der Vater, oder ich bin der und der König, der er doch nicht ist, so nennt man das menschlich, weils menschlich Schaden thut, man benimmt ihm die Macht dazu, sperrt ihn ein, übergiebt ihn körperlichen Aerzten, die freylich ihre Schande an diesen Seelenkrankheiten kuriren. Ist er in einem heimlichen Grade seelenkrank, der eigentlich weit gefährlicher ist, als der öffentliche, so verbirgt er, was er zu seyn glaubt, übt aber, als wenn es so wahr wäre, seiner Macht gemäß aus, was er ausüben kan.

Darin ist diese Krankheit bey andern als Königsseelen nicht so gefährlich, weil, wenn sie über die

Schnur

Schnur gehen, menschliche Macht sie einschränkt, und sie daher sich hüten müssen, ihrer Macht Gehör zu geben, der jene überlegen ist.

Es hat auch wohl die Fälle gegeben, wo Könige unvorsichtig, oder das menschliche Geschlecht glüklich genug war, daß sie sagten, was sie sich zu seyn einbildeten, oder ihre Handlungen so einrichteten, daß man auf körperliche Zerrüttung zu schließen hatte, und sie körperlich zerrüttet behandelte.

Aber weit öfterer waren die Fälle, daß sie verbargen, was sie im Schilde führten.

Und da ist diese Krankheit äußerst gefährlich. Denn wenn ein solcher König sich einbildet, er sey ein Gott, so will er wie ein Gott handeln, und da er die Handlungen des Wesens, das er sich darunter denkt, nicht kennt, so glaubt er, ein Gott handle so, wie seine chimärische Einbildungskraft es ihm vormahlt, und handelt auch so. Da nun besonders bey zerrütteten Seelen sehr oft der Fall ist, daß sie glauben, Gott habe die Menschen nur zu seinem

Spielwerk, so thun sie das nehmliche, und sehen ihre Unterthanen als bloße Puppen an, mit denen sie spielen zu können glauben, wie sie wollen. Sie sehen dann aus keinem einzigen Gesichtspunkte einen Menschen mehr als ihres gleichen an, sondern sie glauben, daß die Menschen für sie, und sie nicht für die Menschen da sind. Wenn daher einer ihnen im Wege ist, der entweder ihre üble Laune reizt, oder der in ihrer eingebildeten Gewalt ihnen einen Eingrif thun will, oder der ihrem sinnlichen Genusse zuwider ist, so räumen sie ihn, mir nichts, dir nichts aus dem Wege, wie wir denn das lebendige Beyspiel am Könige David haben, der den Mann der Bathseba hinstellen lies, wo der Feinde Schwert ihn treffen muste.

An dieser Krankheit laborirte damahls der König David, und wenn sich nicht Gott unmittelbar seiner erbarmt, und ihn in die Seelenkur genommen hätte, so würde sein Volk sehr übel mit ihm gefahren seyn.

Eine

Eine solche Seelenkrankheit herschte unter verschiedenen Königen in Frankreich, um neuere Zeiten nicht zu vergessen, und um dieser Seelenkrankheit freyere Ausdehnung zu lassen, bediente man sich der Bastille. Denn wenn man alles das aufdeken könte, was Könige und ihre niedrigkriechenden Diener, Sklaven ihrer Leidenschaften, dort vorgenommen, um der Menschheit den Zügel anzulegen, daß sie sich nicht empor höbe, und über die Königlichkeit den Sieg davon trüge, so würde man sehen, daß schwerlich eines Nero Seelenzerrüttung dagegen in Betracht zu ziehen. Denn dieser that alles offen, was er an Grausamkeiten begieng, er zeigte öffentlich, daß seine Seele an der Krankheit, ein Gott seyn zu wollen, leide. Es unterlagen viele seiner Zerrüttung, allein er lag zugleich dem erwachenden Eifer der Menschheit unter.

Dort, wo die fürchterliche Bastille thronte, wurde aber doch noch schlimmer zu Werke gegangen, denn man betäubte die Menschheit mit dem Scheine der Gerechtigkeit, es durften Brüder ihren Brüdern

dern nicht beystehen, weil es das Ansehen hatte, als ob sie diese Strafe verdienten, die man ihnen auflegte. Man ward Tyrann, ohne das Ansehen der Tyranney zu haben, man verstellte sich in einen Engel des Lichts, und war ein Teufel der Finsternis. Es war eine der gefährlichsten Krankheiten, die je Könige betroffen, und wenn je ein Wort der heiligen Schrift in Erfüllung gieng, so war es hier das, daß Kinder die Missethat ihrer Väter büssen müssen.

Ludwig der Sechzehnte war bestimt, daß unter ihm ausbrechen solte, was so lange im fressenden Feuer unter der Asche glimt, und er hat nun zu tragen, was seine Vorfahren verschuldeten. Freylich kan man nicht sagen, daß er nicht mehr zur Wiederherstellung der Menschheit hätte thun können, aber weis man denn alles, was er dafür gethan? Hat man nicht der Eingekerkerten weit weniger gefunden als man erwartete? Doch wir wollen uns in keine Geschichte der französischen Unruhen einlassen. Wir sagen nur, daß sie ein Beweis

sind,

sind, daß die geheimen Krankheiten der Könige doch endlich mit allen Uebeln, die sie gestiftet, an den Tag kommen, wenn wir schon gar nicht dafür sind, die Mittel gut zu heißen, die man angewendet, weil sie der Nation keine Ehre machen, und man voraussieht, sie müssen wieder zusammenstürzen, weil sie nicht in der Natur der Verbesserung gegründet sind, sondern auf neue Herschsucht, und was das schlimste ist, auf Eingriffe in die Rechte dieses Königs sich stüzen, die man nimmermehr hätte beleidigen sollen.

Aber diese Beyspiele, daß solche Seelenkrankheiten immer am Ende einen üblen Ausgang nehmen, solten denn doch unsre Könige aufmerksam machen, und wir wollen daher ein wenig in die Entstehung dieser Krankheit eindringen.

Wenn ein König, er sey dies nun von Erbrechtswegen, oder er sey durch Wahl dazu gekommen, in seine Regierung tritt, und er spürt bey sich besondre Bewegungen, die ihm sagen, nun bist du doch etwas, was nur wenige deinesgleichen sind, so

gebe

gebe er nur Acht darauf, wie in dem Augenblike seine Neigungen und Gedanken beschaffen sind.

Steht vor seinem Sinne das Bild — nun must du darauf denken, daß all die vielen Menschen, die auf dich sehen, dich schäzen, lieben, achten, nun mußt du suchen ein Muster deiner Zeit zu werden, damit alle rühmlich von dir reden, damit keiner auftreten und sagen kan: Dieser verdiente nicht König zu seyn, er war nicht der Beste, der Beßre hätte es seyn sollen — dann ist er auf einem rechten Wege, dann gehe er diesen fort, und seine Seele wird bey beständig gesunder Vernunft, und richtigem Augenmasse alles übersehen, was zum Wohl seiner Unterthanen gereicht.

Steht aber vor seinem Sinne das Bild so, daß er denkt: Ha! nun bist du König — nun ist dir alles zu Gebote, nun mußt du genießen, alles muß dir dienen, alles muß sich zu deinen Füßen beugen, nun wilst du befehlen, daß veranstaltet werde, was deine Neigungen befriedigen kan — o weh! dann

hebt

hebt die Krankheit an — dann ist das entzündliche Fieber auf dem Anmarsch.

Wir haben zwar Beyspiele, daß bey Anfällen von diesen Seelenkrankheiten, der Körper zuweilen selbst der Arzt derselben gewesen, indem er des sogenanten Guten so viel genossen, daß er einen Ekel dafür bekam, und dieser Ekel der Seele sich so mittheilte, daß sie auf einmahl das ganze System fahren lies, die Hize sich gab, und sie sich auf den Weg der Wahrheit und des Guten zurükleitete. Aber selten — selten war dies der Fall. Denn es giebt für einen König, der Macht hat, so mancherley Arten zu genießen, so viel Veränderungen im Genusse selbst, einen so flüchtigen Appetit, der kaum bey Schwangern so vorübergehend ist, daß er sich aus einer Verwirrung in die andre wälzt, wenn die eine ihm nicht mehr behagt. Eben das Misbehagen ist der erste Grad der Verschlimmerung des Seelenfiebers. Dann gehen die Könige von einem Grad auf das andre Extrem über. So ein König kömt dann auf die Idee, eine Neuerung werde ihm Ruhm erwerben.

ben. Er stürzt mit dem Untergange Tausender, die er freylich in Händen hat, das System voriger Regierungen um, er errichtet würklich ein neues, und in kurzem findet er, daß er bey diesem noch schlimmer fährt, als bey dem vorigen. Ihm folgt ein andres, und blos Sucht der Neuerung macht sein ganzes Land unglüklich. Und das kömt alles blos daher, daß er sich einen Gott dünkt, der da machen kan, was er will.

Die Gewalt eines Königs, der mit dieser Krankheit der Seele unglüklicher Weise beladen ist, kömt uns so vor, wie die Gewalt eines Hammers, den wir auch oben zum Zeichen dieser Seelenkrankheit angenommen. Der Hammer schlägt zu. Ein solcher König schlägt auch zu. Bey jenem geht der Nagel durch, biegt oder bricht. Dieses Königs Macht dringt entweder durch, oder man biegt sich, wo man nicht fort kan, oder man geht zu Grunde.

Der Hammer ist überhaupt ein sehr gewaltsames Sinnbild. Daher ist er auch in so vielen Fällen dazu angenommen worden. Er bedeutet immer

Macht.

Macht. Es giebt Hammer, die Licht in Finsternis, und Finsternis in Licht, Tag in Nacht, und Nacht in Tag umschaffen. Ob die Macht der Hammer immer recht angewendet werde, lassen wir dahin gestellt. Wir haben verglichen, und vom Misbrauch der königlichen Gewalt, sind ja redende Beweise genug vorhanden. (d)

Wenn ein König nun aber einmahl eine Sache angefangen, und es sezt sich ihm dann etwas in den Weg, so wird das Uebel der Krankheit gemeiniglich ärger, denn jemehr Widerstand sie findet, desto wüthender greift sie um sich. Es ist wieder ein äusserst seltner Fall, daß ein König, wenn er sieht, ein Hindernis seines Willens ist schwer zu übersteigen, dächte, er wolle erst überlegen, ob nicht tausend andre Hindernisse, wenn er dieses weggeräumt, sich zeigen könten. Ja, dessen Volk wäre glüklich, der das erste Hindernis, wo nicht sich abschreken, doch wenigstens das reifliche Nachdenken empor kommen liese, was die Zukunft darin wohl bringen könte. Das ist Heilung der Krankheit.

Allein ist eins dieser Hindernisse denn endlich gehoben, und hat man vergessen, daß der Leidende, der arm dadurch gemacht, schmachtet, oder dekt Erde den, der deswegen sein Leben hergeben muste, dann wird die Krankheit der Seele immer ärger, weil ungerecht gehobne Hindernisse das Gefühl abstumpfen, und die folgende Ungerechtigkeit lange nicht mehr in dem tadelnswerthen Lichte erscheint.

Hierin haben die Seelenkrankheiten mit den körperlichen sehr viel ähnliches, daß die erste geschehene Zerrüttung allemahl krebsartig fortfrißt, und das Uebel reift, und ärger macht.

So wie man sich für der ersten Ausschweifung zu hüten hat, die dem Körper Krankheiten zuziehen kan, so müssen besonders Könige, von deren Seelenzustande so viel abhängt, sich für den ersten Misschritt hüten, der ersten Ungerechtigkeit keinen Raum geben, die ersten Befriedigungen ihrer Neigungen zu unterdrüken suchen, den ersten Misbrauch der Gewalt vermeiden, und nicht zuschlagen,

wo

wo Zureden und Liebe den Zwek erreichen können.

Wenn also ein König, der die Regierung izt antritt, solche Neigungen bey sich spürt, wenn er sich nun über die Menschheit erhoben dünkt, denn über Menschen ist er ja von ihnen selbst erhoben, und die beyden Ideen muß man ja nicht verwechseln, sonst komt ein Trugschluß zum Vorschein, wenn er sich, wo nicht einen Gott, doch Gott nahe glaubt, wenn er die Begriffe von diesem großen Wesen so fehlerhaft hat, daß er nicht auf das Wohl sie beschränkt, was er den Geschöpfen thut, sondern auf die Vortheile, die er ihm davon zu haben träumt, und die er nun auch an sich nehmen will, wenn er seiner Neigungen Befriedigung jezt ohne Grenzen glaubt — dann sey er gewis überzeugt, daß er ein schlechter König werden wird, wenn er sich nicht beyzeiten um seine Besserung bekümmert.

Dann wollen wir ihm auch Mittel vorschlagen, diesen Uebeln abzuhelfen. Dann sehe er um sich

herum, und gehe besonders in seine vorige Lebensart zurük. Er wäge die Gesellschafter und Lieblinge, die er sich gewählt, gegen diejenigen, die er als sich zuwider betrachtet, und wenn sein Herz ihn verleitet, den ersten blos Gehör zu geben, und die leztern als Murr- und Gnurköpfe anzusehen, so thue er den ersten Schritt zur Selbstüberwindung, höre die alten Erfahrnen einmahl an, und seze den Rath seiner Lieblinge beyseite. Dieser erste Schritt wird ihn schon leiten, mehr zu thun, er wird ihn aufmerksam auf das machen, was zu seinem eignen Nuzen gehört.

Wenn er das Recht des Hammers übertreibt, wenn er Ungerechtigkeiten begeht, wo seine Pflicht Gerechtigkeit heischt, so ist das von unübersehbaren Folgen. Es wirkt in Generationen durch, und wühlt an der Gesundheit seiner Staaten so lange, bis er selbst das Messer genug geschärft, was die Wunden schneiden, und den Tod des Staats verhindern muß.

O das

O daß jede gute Seele im Lande dann, wenn ein solches Uebel bey seinem Könige sich zeigt, hervorträte, und suchte denselben zu heilen. Alle körperliche Aerzte der ganzen Welt, und hätten sie Aeskulaps Weisheit, Hippokrates Erfahrung, und wäre die Göttin der Gesundheit ihnen schwesterlich zur Seite, und könten sie würklich Wunder an Körpern thun, würden nicht das gethan haben, was der geleistet, der eines Königs so großes Seelenübel heilen könte.

Und man stellt sich die Sache würklich schwerer vor, als sie ist. Man glaubt, weil Könige immer umringt, und belagert sind, man könne sich ihnen nicht nähern. Man muß nur die Wege suchen. Ists nicht mündlich, so ists schriftlich. Es giebt keinen König, sey er noch so krank, der nicht wenigstens vor seinen Räthen und Ministern so erscheinen mögte, als wenn er gesund wäre, das heißt, als wenn er sich um Recht und Gerechtigkeit bekümmern, und selbst sie üben wolte. Es giebt immer gewisse Dinge, die er sich selbst zu beurtheilen vorbehält, und

mit solchen Dingen muß man das verweben, was man ihm zu seiner Besserung sagen will.

Freylich wäre es besser, wenns jedem erlaubt wäre, seine Meynung öffentlich und ohne Zwang zu sagen, und wenn schon viel ungewaschenes Zeug dann zum Vorschein kommen würde, so ließe doch dieses alles sich ertragen, wenn mit unter Wahrheiten ans Tageslicht kämen, die ihren Nuzen hätten.

Wenn es Seelenärzte gäbe, Menschen von erprobter Redlichkeit, denen der Eigennuz nicht die Zunge bände, und die nicht blos deswegen Seelenärzte würden, weil sie Theologie studirt, wenn dazu Leute von unerschütterlichen Muthe blos dann genommen würden, wenn sie Proben ihrer standhaften Rechtschaffenheit abgelegt, wenn diese dazu gesezt würden, über die Seelen der Menschen zu wachen, und der König, so wie jeder andre, sich ihnen unterwürfe, so könte es besser mit den Königen und andern Menschen werden.

Hier

Hier ist keine weltliche Herschaft und keine geistliche Herschaft zu befürchten. So wie der König vom Beichtvater sich sein Gewissen schärfen läßt, denn daß Beichtväter Schmeichler und kriechende Geschöpfe sind, das gehört nicht hieher, das solten sie nicht seyn, so müste dieser Seelenarzt die Freyheit haben, zum Könige, so wie zu jedem andern zu gehen, ihm zu rathen, ihm zu zeigen, wo er auf Abwegen ist, ihm vorzustellen, daß seine Seele krank, die Mittel zu zeigen, wie er diese Krankheit heben könne.

Hierbey könte und würde keine Gewalt statt finden, und es könten keine Usurpationen entstehen, wie sie bisher durch die Theologie entstanden. Wenn kein Privatmittel helfen wolte, so müste alsdenn der Seelenarzt die Krankheiten des Königs öffentlich bekant machen, und nun ohne der Gewalt des Königs zu nahe zu treten, müste das Volk einmüthig bitten, einmüthige Vorstellungen machen, und kein König in der Welt würde es mehr so weit treiben, daß er den Unterthanen Gelegenheit gäbe zu sagen,

wir müssen dir einen Theil deiner Gewalt nehmen, weil du wider die Menschlichkeit handelst, die das Grundgesez der regierenden Gewalt ist.

Wir wollen dieses unsern Lesern zur Prüfung geben, und uns indessen mit den übrigen Krankheiten der Könige beschäftigen.

Von

Von der Krankheit der Könige, wenn sie die Furcht ihrer Unterthanen der Liebe derselben vorziehen.

Obgleich ein König in den Fehler auch verfallen kan, daß er zu nachsichtig gegen seine Unterthanen ist, und dadurch die Ehrfurcht verloren geht, die sie schuldigermaaßen gegen ihn haben solten, so ist doch diese Krankheit derselben nicht so häufig, und gehört unter diejenigen, die sich aus dem Grunde leicht heben lassen, weil der König doch nicht alles allein besorgen kan, sondern andern die Sorge über vieles überlassen muß. Diese halten denn schon darauf, daß denen vom König zu glimpflich ihnen

gegebenen Aufträgen eine andere Wendung gegeben werde, die sie oft nur gar zu sehr zu verschärfen wissen. So kan ein König den nachgebendsten Karakter haben, und in seinem Lande herrscht fast Tyranney. Dieses aber zählen wir unter eine andre Gattung der Seelenkrankheiten, nehmlich dahin, wenn ein König glaubt, er bedürfe nicht selbst zu arbeiten, sondern alles durch Minister machen läßt. Weit häufiger, als zu große Nachgiebigkeit ist die Krankheit, daß der König die Furcht seiner Unterthanen der Liebe vorzieht.

Unter Gehorchen und Gehorchen ist ein großer Unterschied. Es giebt Könige, welche ihre Befehle, so wie sie sie geben, mit der auffallendsten Pünktlichkeit erfüllt sehen, deren Gesezen man mit vollen warmen Herzen entgegen sieht, sich ihnen ohne Murren und Widerspruch unterwirft, und nicht einmahl sichs merken läßt, als ob es einem unangenehm wäre, sie zu befolgen. Mit einer allgemeinen Emsigkeit und Freundlichkeit drängt man sich an die Stellen, wo die Gesezе öffentlich bekant gemacht werden, sucht

Wis-

Wissenschaft davon zu bekommen, geht genau auf den Inhalt derselben, nimmt sich vor, des Königs Willen mit Zutrauen auf sein Gutmeinen zu erfüllen, und handelt wirklich nach dem, was er in seinem Gesetze äusert. An öffentlichen Orten wird davon als von einer Sache gesprochen, die Ehrfurcht verdient. Unser weiser König hat das von uns begehrt, sagt man, und es ist billig, daß man ihm das zugesteht. Wir müssen uns nach seinen Winken richten, wenn wir die Liebe erhalten wollen, die er gegen uns hegt, die mit keinem Golde bezahlt werden kan, die wir blos mit der Unterwerfung unter seine Befehle ihm ersetzen können. Und seine Befehle sind immer gut. Da wird denn nun das neue Gesetz untersucht. Da heißts: Das will man damit erreichen, der Zweck ist gut und löblich. Es dient zu unser aller besten. Wenn auch ja manchmahl etwas darin ist, was diesem oder jenem drükend vorkömmt, da heißts: I nun, wer kans allen recht machen, wenn die es zu gut haben, so leiden jene. Man muß sich etwas in der Welt gefallen lassen, davor ist man Mensch.

Unser König muß auch manches thun, was er nicht gern thut, manches ertragen, was er nicht zu ertragen brauchte, wenn er uns nicht liebte.

Wie viel anders ist der Fall in dem Königreiche, wo nicht Liebe der Unterthanen zum Könige, sondern Furcht vor demselben herrscht, wo man gehorcht, weil man die Macht seiner Strafen fürchtet, weil Feuer und Schwerdt der Uebertretung, ja der Vernachläßigung folgt, anstatt, daß bey jenem, der Liebe zugethanenen Könige sanfte Verweise die Irrenden zurechtweisen, und selbst Strafen mit Güte verbunden sind.

Niemand drängt sich hinzu, dessen Gesetze zu lesen; so lange man sie nicht weis, glaubt man immer noch eine Art von Entschuldigung zu haben, sie nicht zu halten weil man sie nicht gern hält, nicht, weil man in ihre Güte Zweifel setzt — nein, weil der König sie giebt, an den man nur mit Zittern denkt, weil man schon Strenge in den Gesetzen selbst zu erfahren fürchtet.

Diejenigen, die dazu angestellt sind, sie zu verbreiten und bekannt zu machen, geben selbst mit Zittern an diese Arbeit, weil sie wissen, sie sind damit nicht wohl aufgenommen, sie werden gehaßt, weil man den nicht liebt, und nicht lieben mag, der sie sendet, niemand hört sie anders, als mit halben Ohr, denn man hört sie ungern, niemand sucht in ihnen einen andern Sinn, als den, den die dürren Worte geben, denn man weiß, daß man blos nach den dürren Worten gerichtet wird, wenn man darwider fehlt. An öffentlichen Orten höet man darüber lästern, jede Zweydeutigkeit, die sich etwa darin findet, wird ausgehoben, und nach ihr das Ganze ausgelegt. Wo man eine böse Absicht hineinzwängen kan, da thut man es mehr als zu gern. Man sucht Verfänglichkeiten, und giebt dem Könige schuld, als habe er diese mit Fleiß hineingebracht, um Gelegenheit zu haben, zu strafen, weil er an Strafen Freude, und an Tyranney Vergnügen fände.

Seine Strenge ist schuld, daß man keinen Fall seinem Gedächtnisse entschlüpfen läßt, wo etwa sei-

ne

ne Urtheile üble Folgen hatten. Wo etwa er unbeschränkt befahl, weil er es besser zu wissen glaubte, als die, welche ihm das Widerspiel hielten, und die Ausführung entsprach dem nicht, was er davon gehofft, da wird ihm dieses Irren, diese menschliche Schwäche nicht vergessen, sondern sie prägt sich jedem Individuo ein, wird bey jeder Gelegenheit wiederholt, und als ein Beweis gegen ihn angeführt, anstatt, daß, wenn ein liebesuchender König irrt, es alle, die dadurch gelitten, vergessen, und nur ihn zu trösten bemüht sind, und nicht wollen, daß er deswegen sich kränken soll.

Durchreisen beyde Könige ihre Staaten, so drängt zu dem einen sich alles zu, man hat von seiner Freundlichkeit gehört, man will von Angesicht zu Angesicht den sehen, der in der Ferne schon so viel Gutes thut, und so viel Gutes von sich hören läßt. Man will sich ihn recht einprägen, damit sein Bild man immer vor Augen habe. Wer das Glük hat, ihm so nahe gewesen zu seyn, daß er ihn angeredet, der fühlt sich sehr beruhigt, und denkt, er kan nun

auf

auf seine ganze Lebenszeit sich glüklich nennen. Er erzählt dies als Glük den Kindern, und den Kindeskindern, und noch nach vielen Jahren entwirft er ihnen ein so reizendes Bild von ihrem Könige und seiner Denkungsart, daß sie ihn lieben lernen, ohne ihn zu kennen.

Der Seegen aller strömt dem Reisenden nach, und Freudenthränen fließen, daß man ihn gesehen, und Thränen der Wehmuth mischen sich hinein, daß man ihn nicht immer um sich haben kan. Erscheint etwa ein neuer Zeitpunkt, wo er in diese Gegend wiederkehren soll, da freut man sich schon im voraus, da sieht man mit Verlangen der Wiederkehr entgegen. Nun werden wir bald unsern lieben, guten König wieder sehen! tönts in allen Häusern, wo man zusammenkömmt. Ach! wenn er doch nur länger bey uns bliebe? seufzen manche. Da würden andere leiden, spricht ein weiser Greis mit Silberhaar. Er hat zu thun, wenn er herumkommen will. Es sind der Menschen viel, die auf ihn hoffen. Alle seine Unterthanen sind sei-

ne

ne Kinder. Er will von aller Wohlseyn sich überzeugen. Der Becher gehet dann umher, oder das Glas, oder der Krug, und hoch ertönt von allen Seiten ihm entgegen, so daß er, könnt er alles auf einmahl hören, sich in einen wollüstigen Taumel über seines Volkes Liebe versezt sehen müßte. Man schließt ihn feurig ins Gebet, wenn man zum nächsten Sonntag in die Kirche geht, und eine solche Feyer muntert zu allgemeiner Arbeit und Emsigkeit auf.

Vom andern geht kaum das Gerücht, er wolle kommen, so zittert alles. Blieb er doch, wo er ist, ist das allgemeine Loosungswort. Er kömmt nur, um zu tadeln. Er ist so rauh, man traut sich nicht ihn anzusehen. Man könnte seine Kinder fürchten mit ihm machen. Wenn dieser eins das Maul hängt, so ists schon zum Sprüchwort geworden, ihm zu sagen: du siehst so sauertöpfisch, wie der König. Ist es nicht wiederrufen? frägt man sich in Schenken und an öffentlichen Orten. Ist denn der Tag gewis bestimmt, so merkt man sich ihn, um

ja nicht etwa sich bliken zu lassen. Man nimmt sich sorgfältig vor, sich einzuschliessen. Kein Mensch ist neugierig ihn zu sehen, denn was man von ihm hört, ist schon genug, um ihn den Menschen zu verleiden. Er ist ein Bär, der immer brummt, sagt einer, der in der Residenz war, und dort Nachricht eingezogen. Er hat mich angefahren, wie einen Buben, spricht der andere, und ich kam doch in der gerechtesten Sache zu ihm. Ja, fällt der dritte ein, da kömmt ihm unser einer recht, wenn er ihm etwas klagen will. Ihr klagt ja immer, sagt er, ihr habt zu gute Tage. Man muß euch nur den Brodkorb etwas höher hängen, damit ihr lernt zufrieden seyn. Es fehlt euch an Genügsamkeit, das kömmt vom Müssiggange. (e)

Wer Recht zu klagen hat, will sich doch nicht anfahren lassen. Wer irgend einen guten Vorschlag ihm zu thun hat, wagt es nicht, denn da hat er schon so manchen mit der Formel abgewiesen: Habt ihr sonst nichts zu thun, als unnüze Projekte zu machen?

Mit Schreken sieht sich jeder aufgefordert, etwa zu seiner Begleitung mit zu dienen, oder zu seiner Bequemlichkeit etwas beyzutragen. Jeder, der es immer kan, lehnt es ab, wer muß, denkt, wäre es nur vorüber, und Trägheit sieht aus allem hervor, was er thut. Die Straße, die ein so gefürchteter König zieht, ist öde, und er bekömt dadurch einen noch weit schlimmern Begriff von seinen Unterthanen, denn er schließt auf Bosheit sich vor ihm nicht sehen lassen zu wollen. Kein freudiger Zuruf tönt ihm entgegen, kein Nachhall segnet ihn. Gottlob, daß er vorüber ist, ruft man, und mögte gern sein Dageweseneyn vergessen, wenn es nicht in den strengen Verordnungen, die er zurükgelassen, immer wieder in unangenehmer Rükerinnerung erwachte.

Es ist gewis, daß diese Krankheit nicht sowohl bey Königen auf einmahl, wie ein hiziges Fieber anfällt, sondern sie entstehet nach und nach, und ihre ersten Ursachen sind gewöhnlich die Rathschläge der Ahitophel, die um sie herstehen, und Macht und Schwerdt immer im Munde führen.

Wir haben diese beyden Arten von Königen in einer Lage betrachtet, wo sie unter ihren entfernten Unterthanen sind. Wir wollen sie auch in ihren Residenzen, in ihren Palläsien, in ihrem Innern, in ihrem Herzen sehen.

Der eine ist in sich selbst ruhig und zufrieden, er kennt keine Furcht, weil er blos Liebe denkt. Wie sollte er auch wohl diejenigen fürchten, auf deren Wohl jeder seiner Gedanken gerichtet ist, wo jeder seiner Wünsche sich damit beschäftiget, einem oder mehreren von ihnen eine Wohlthat zu erzeigen. Wie könnte es ihm einfallen, daß einer von allen diesen etwas gegen ihn haben, oder gegen einen seiner guten Vorsäze arbeiten, ihm entgegen wirken, und Unglük befördern könne und wolle? Wie könnte es ihm einfallen, daß jemand ihn hassen, verläumden, seinen Absichten eine böse Auslegung geben könne, wie gar, daß jemand etwas wider seine Person haben, diese antasten zu können wünschen, oder gar seinen Untergang zu befördern, sich zur Freude machen könne?

Ich will hier nicht sagen, daß das nicht möglich, daß es nicht wahrscheinlich, oder daß es gar nicht wahr sey, denn wäre das, so müßten alle Böse-wichter aus seinem Lande vertilgt seyn, und das sind sie nicht, das können sie nicht seyn, das erlaubt die Lage in der Welt einmahl nicht, nach welcher beyde untermischt sind.

Allein, daß er das nach seinen Gesinnungen gegen das Volk, nach seiner Behandlung desselben, gar nicht glauben und nicht denken kan, das ist ein großer Vorzug, den er hat, weil ihn in seinen Gedanken an sein Volk, in seinen Projekten für ihr Wohl nicht innerliche Unruhe stören kan, weil seine Heiterkeit ihn in den Stand sezt, besser nachzudenken, besser zu arbeiten, weil sein ganz vollkommes Zutrauen ihn immer hoffen läßt, daß nichts die schöne Aussicht stören werde, die er sich bebaut, nichts das Gebäude untergraben, was er auf diesen Gründen aufführt.

Wie anders ist das bey dem Könige, der mit dem Worte zittern macht, mit dem Blike straft.

Er,

Er, der die Furcht für sich selbst immer mit den Gedanken an seine Unterthanen verbindet, kan gar in keiner andern Gemeinschaft der Seele mit ihnen stehen, als daß er sie wieder fürchtet, denn wäre das nicht, so würde er nicht Furcht verlangen. Den Wunsch nach Furcht kan nur Furcht gebären, so wie Gefühl der Liebe, Liebe hervorbringt. In jedem, den ein solcher König um sich sieht, sieht er einen Feind oder glaubt wenigstens einen zu sehen, sieht er jemanden aufs mindeste, den er beobachten, den er sich vom Leibe halten, dem er schlechterdings Respekt oder Furcht einprägen muß.

Der liebevolle König fragt jeden zutraulich um Rath, jeder ertheilt ihm denselben gern, und wäre auch manchmahl der Rath nicht der beste, so hört er doch den aufrichtigen aus dem Herzen, nicht alles, was ihn umgiebt, ist Heuchler. Keiner späht vorher, was ihm gefallen könne.

Beym furchtbaren Könige hingegen, ist jeder schon ängstlich, wen er um Rath fragt, weil jeder

glaubt, er wird durch diesen Rath sich ihn zum Feinde machen. Entweder er sezt ihn so auf Schrauben, daß er ihn auslegen kan, wie er will, oder er sagt schon das, wovon er weis, daß es gewis des Königs Beyfall haben kan, und so erfährt der König nichts neues, und wenigstens nichts aufrichtiges. In allem spricht der heuchlerische Mund zu ihm, und alles lauscht, ob seine Blike auch Unwillen verkündigen, wenn er gesprochen hat.

Die Aengstlichkeit entgeht dem Könige nicht, und sie trägt dazu bey, daß seine Plane langsamer ausgeführt, selbst langsamer gearbeitet werden, weil er in jedem durch irgend eine Furcht aufgehalten wird, er mögte etwa nicht alles genau genug bestimmen, er mögte etwa einen heimlichen Feind in der Nähe haben, der bey der geringsten Zweydeutigkeit der Macht seines Gesezes spottete.

Wie unglüklich ist nicht ein solcher König, daß er im Innern seines Herzens nie zufrieden seyn, daß

keiner

keiner in seinem Pallaste befindlich ist, in den er nicht Mistrauen setzte, von dem er nicht im Augenblik, da er ihn als den besten Freund verlassen, wähnt, er könne wohl der ärgste Feind seyn, der eben von ihm gehe, um zu sehen, wie er das, was er ihm befohlen, nicht vollführen möge, wie er sich dem Willen entwinde, den er so eben von ihm gehört.

Wenn auch die königliche Würde, der Werth, den er auf diese setzt, wenn diese ihn auch sich so verstellen lehrt, daß, wenn er unter seinen Unterthanen erscheint, er keine Furcht verräth, so ist sein Herz doch sicher wenigstens von dem Gedanken voll: Es ist so mancher unter diesen, der dich nicht mit liebreichen Augen ansieht, der dich haßt, und lieber dich weit von dir wüßte, und welchem Könige muß das nicht weh thun, wenn auch wirklich bey den meisten der Unterthanen es der Fall nicht wäre?

Wie lieb und gut sieht sich dagegen der geliebte König in der Mitte seiner Residenz umher, und

scheuet keines einzigen Blik, und braucht keinen starr ins Gesicht zu sehen, um etwa zu verhindern, daß er böse Gedanken gegen ihn fasse, wenn er den Ernst sieht, der auch für Gedanken, wüßte er sie, ihn strafen könte.

Wenn auch Verfolger, Neider, Verläumder, dem Könige entgegen ständen, der sein Volk liebt, so hält er sie doch nicht dafür, sie müssen in der Stille ihre Wuth auslassen, und wird ja einer laut, und er begegnet ihm doch mit Güte, treibt ihn selbst, seine Klagen anzubringen, und verspricht ihnen abzuhelfen, so muß sich jener schämen, und wird vor der ganzen Menge zu schanden.

Der Fehler solcher Könige, die Furcht der Liebe ihres Volks vorziehen, liegt in dem Mangel an Weisheit, so wie die Könige, die Liebe der Furcht vorziehen, die wahre Weisheit besizen. (f)

Diese wahre Weisheit ist eine Säule, auf welcher sich die ganze Kunst des Regierens gründet, die eigentliche Säule, die der Inbegrif der zwey übri-

übrigen zwey Säulen, der Stärke und der Schönheit ist. Wer dieses Sinnbild, die Säule der Weisheit im rechten Grade besizt, der ist schön, der ist stark, der weis das Gute, welches Schönheit gebiert, von dem Bösen, welches Häßlichkeit zur Welt bringt, zu unterscheiden, der weis selbst seine Schwäche so anzuwenden, daß sie Stärke wird.

Das war die Säule, die sich Salomo in seinem Tempel — im Tempel seines Herzens vom Herrn erbat. Das war die Säule, wodurch er gros und berühmt ward, das war die Säule, welcher er hernach zwey andre an die Seite sezte, die er Schönheit und Stärke nante, und mit welcher dreyer Säulen Hülfe er das schönste Gebäude aufführte, das bis in Ewigkeit bestehen — solte.

O Salomo! Hättest du doch deine Weisheit auch auf deine Söhne herabgebracht, die sich zwar deine Söhne izt nennen, aber es nicht sind! O hättest du die Verbindung der drey Säulen stärker gemacht, und hättest du gesagt, daß Weisheit, diese Hauptsäule, immer den Vorrang vor allen andern

Säulen behalten solte, so wäre es nicht dahin gekommen, daß man ihre beyden Schwestern ihr vorgezogen, nicht dahin, daß ein Theil die Schönheit zu ihrer Lieblingssäule gemacht, und andre in der Stärke blos ihr Heil gesucht hätten.

Salomo war König und Weiser. Die Könige sollen ihm in der Weisheit nachahmen, so wie die Weisen. Er besaß königliche Weisheit, und besaß auch der Weisen Weisheit.

Beyde aber wären ohne so zu sinken, wie sie gesunken sind, zu uns gekommen, beyde wären nicht gemisbraucht worden, wenn Salomo nicht selbst mit bösem Beyspiel vorgegangen wäre, und durch seine Ausschweifungen, durch seine Schwächen, die große Stüze, die er an der Weisheit hatte, gestürzet, und kaum noch so viel Macht behalten hätte, sich daran zu erhalten, daß sie ihn nicht umriß, da sie fiel. (g)

Erläu-

Erläuternde Anmerkungen

vom

Herausgeber.

Suum cuique.

Ein Wörtgen.

Der erläuternden Anmerkungen könten mehr seyn, aber wer wird dem Leser nicht auch etwas überlassen? Man kritisire, tadle, bessere mich, zu allem bin ich bereit. Nur nicht zur gänzlichen Unterdrükung. So jemand das thut, dem spreche ich Hohn, und werde ihm in seinen Bart sagen, daß er kein Wahrheitsfreund ist, weil er Wahrheit verachtet.

Erläuternde Anmerkungen.

(a) Das Zeichen giebt schon deutlich genug zu verstehen, was der Verfasser hier meyne. Wer solte nicht jene Bündnisse kennen, die ehedem so löbliche Zwecke gehabt haben sollen, und die jezt so unzwekmäßig angewandt werden? Die vielen Misbräuche derselben, deren der V. noch einige Erwehnung thut, anzuführen, würde die Anmerkungen den Text überschreiten lassen. Hier aber scheint uns des V. Meynung auf die Vorsteher zu gehen, die izt es zum Gesez machen, daß wenn jemand aus der Verbrüderung in ihren Versamlungen zugelassen werden will, er erst bey ihnen eine Art von Respektsbesuch ablegen muß, eine Sa-

che,

che, die Ungleichheit macht, wo Gleichheit Grundsaz ist.

Eigentlich soll bey einer Verbrüderung jeder, der sich als Bruder zu legitimiren weis, zugelassen werden, und nun ist es doch wohl unendlich vernünftiger, dem zu trauen, der von allem, was in den Versamlungen vor sich geht, Red und Antwort zu geben weis, als dem, der ein schriftliches Zeugnis aufzuweisen hat. Denn das schriftliche Zeugnis kan er doch wohl einem andern gestolen haben, und sich damit brüsten, auch der ganzen Sache unwissend seyn, und durch sein Einschleichen in die Versamlung erfahren, was er außerdem nie erfahren hätte. Und ich kan das echteste Mitglied der Gesellschaft seyn, und kan alle die mir nöthigen Beweise durch einen Zufall verloren haben, und wenn ich nun mit ganzer Seele und Inbrunst daran hange, so handelt man doch immer sehr unrecht, den Eingang dem zu versagen, der ihn fordern kan. In diesem

Stüke

Stüke waren die alten Vorschriften besser, als die Neuerungen, und wenigstens solten die alten, um der Neuerungen willen, nicht ausgeschlossen werden.

Aber was bis zum höchsten Grade übertrieben und lächerlich ist, ist das, wenn man noch Befehle des Königs vorschüzt, wie denn hin und wieder geschehen ist, wo man sich mit dem Befehle des Königs ausgeredet, wenn man Glieder, die sich durch die Sache selbst sehr gut als Brüder legitimiren konten, abwies, weil der König geboten, man solte ohne papiernen Beweis keinen einlassen.

Es wäre wohl nicht mit Unrecht sehr unter die Krankheiten eines Königs zu zehlen, wenn er einen Befehl ertheilte, daß zu einer Gesellschaft, wo Künste getrieben würden, diejenigen, so als Meister der Kunst sich zeigten, nicht zugelassen, hingegen, wo ein Papier sagte, sie wären es, die solten ohne Untersuchung zugelassen werden. So würde die Kunst bald am Nagel gehangen werden. So

würde es gehen, wie es mit allem jezt in der Welt zu gehen pflegt, es würde jeder zu kaufen suchen den papiernen Beweis, daß er der höchste Meister sey. Was wäre auch in der Welt, womit nicht Handel und Wandel getrieben werden könte, daß es mit der Religion schon so häufig geschahe, und unser Herr Gott selbst um zo baare Silberlinge verkauft wurde?

(b) Es ist gewis, daß die Gesellschaft ehedem die Gleichheit aller ihrer Brüder viel lauterer predigte, als sie sie izt in Ausübung bringt. Es ist gewis, daß in alten Zeiten der König so erschien, wie jeder andre, so aufgenommen wurde, wie jeder andre. Es war unter andern ehedem der Hut des Bruders beste Zierde, des Mannes Zeichen, und der allgemeinen menschlichen Freyheit Beweis. Nur vor dem Baumeister aller Welten nahm man ihn ab, und zeigte seine Ehrfurcht gegen diesen damit an. Der Misbrauch ist nunmehr so weit gediehen, daß man in manchen dieser Zirkel, wenn eine fürstliche Person hereintritt, den Hut

abzieht,

abzieht, und wann schon mancher echte Bruder dem echten Sinn gemäß es unterläßt, so wird er doch von seinen Obern scheel angesehen, die doch eigentlich gar nicht Obere für seine Person, sondern nur für die Sache, die Lehre und Sicherheit sind. Wahrlich, dadurch erniedrigt man die Sache selbst, und Fürsten, die dergleichen Oerter besuchen, solten, wenn sie anders mit dem Sinn der Sache bekant sind, es gar nicht dulden, daß man ihnen besondre Aufmerksamkeit erzeigte. Sie solten aus der Absicht, die man bekant gemacht haben muß, wenn sie dergleichen Unordnungen sehen, gleich schließen, daß hier Misbrauch vorgeht. Sie solten selbst drauf sehen, diesen abzuschaffen. Allein auch da gefällt ihnen der Weyhrauch der Schmeicheley, und gewisse Obere sind auch so verschwenderisch mit solchen Lobeserhebungen, daß sie acht Tage vorher schon zu posaunen pflegen, an dem Tage würde ihre Versamlung den Glanz haben, die und die hohe Person bey sich zu sehen.

Glaubt mirs, der Bruder, der im simpeln Kleide zu euch kömt, und trägt ein ehrlich Herz in seinem Busen, ist auch mehr werth, als der Stern, der eine stolze Brust ziert, unter der es schlägt: Ich bin doch mehr als ihr! Behaltet, Brüder, doch die echte Reinigkeit der Sitten bey. Die echte Einfalt nur erhält den Menschen gleich. Wenn ihr die Stunde, die auser seinen körperlichen Gebrechlichkeiten noch die einzige ist, die ihn an Menschheit mahnen kan, wenn ihr die auch noch so verschleudert, was könt ihr wohl noch zur Vertheidigung der Verbrüderung sagen, wenn Große auftreten, und dawider reden. Die edle Simplizität der alten Zeiten, der Mangel an Prätensionen ist es, der den Wachsthum und die Dauer der Gesellschaft bis izt beschüzt. Laßt es nur erst noch mehr einreißen, daß eigennüzige Absichten der Zwek werden, warum Brüder, besonders aber warum Fürsten, die Zirkel noch betreten, laßt die wenigen, die echt und rein darüber denken,

sich

sich vollends zurükziehen. Erfüllet eure Versamlungen mit Rangordnung und Komplimenten, und Weyhrauchstreuen, und statt brüderlicher Biederkeit, laßt Metaphern in eurem Vortrag glänzen — wenn ihr auch nicht ganz zu Grunde geht, so sinkt ihr doch zu einem Klubb herab, der den ehrwürdgen Namen nicht verdienet, den er trägt.

(c) Darin stekt auch das große Geheimnis, was unsre Verbrüderung von ihren ältesten Urkunden hat, und was eigentlich bewirkt werden solte. Gleichheit der Stände ist das Bild, Gleichheit der Seelen ist der Zwek. Auch sehn wir gar nicht ein, warum man mit dem Zweke nicht troken hervorrüket, und aller Welt es sagt: das ist der Zwek. Bücher schreibt man über den Zwek, und keiner nennt ihn. Der Zwek ist Seelenstudium und Seelenbesserung, aber freylich nicht so psychologisch kritisch, wie mans von manchen Seiten betrachtet, sondern so einfachnatürlich, wie es den Seelen angemessen ist. Da ist nicht die Rede zu

fragen und zu forschen, was ist die Seele? Da soll nicht in langen Deklamationen eine Definition ausfündig gemacht werden. Die Rede ist vom Wirken. Was wirkt sie, und was könte sie wirken, vom Augenblik des Handelns. Der natürliche Sinn des Thuns und Lassens wird angenommen.

Freylich war zu der Zeit, da dieses geschahe, von weit einfachern Dingen die Rede, denn je einfacher der Mensch war, desto einfacher war auch die Beurtheilung der Handlungen. Man wuste da freylich mit der äußersten Schnelligkeit zu sagen, das war recht und das war unrecht gehandelt, thust du das, so ists gut, thust du jenes, so ists böse.

Jezt handelt alles nach Konnexionen, nach Umständen, nach Konvenienzen, jezt ist hunderterley zu betrachten, ehe sich die Frage bey mancher Handlung entscheiden läßt, war sie recht — war sie unrecht? Aber Brüder! Menschen! Glaubts mir. In uns fühlen wir es doch noch. In uns ist eine Stimme, die

beym

beym schönsten Schimmer, der die unrechtmäßige Handlung umgiebt, laut ruft, sie war doch nicht recht!

Diese Stimme solte in jener Gesellschaft erhalten werden. Das war der Zwek ihrer Stifter. Sie sahen den Verderb, den Körper auf Seelen hervorbrachten, und sie wolten mitten in den Ruinen der reinen Menschlichkeit einen Tempel erbauen, wo ihr immer geopfert werden solte.

Daß ihre Nachkommen diesen Tempel verunstalteten, was können sie davor? Es ist noch nicht so lange, gar nicht lange, Freunde, daß in diesen Zusammenkünften troken von einer Handlung gesagt wurde, sie schändet die Menschheit, die man izt mit Stillschweigen übergeht, und das solte nicht seyn.

Wenigstens wurde der Endzwek erreicht, daß mancher der anwesenden Glieder sich scheute, in die Fußtapfen zu treten, für die er izt nicht gewarnt wird; daß mancher, der schon auf dem Wege war, seinem Verderben entgegen zu ge-

ben, izt noch einen Schritt vor dem Abgrunde zurükfuhr, und vor dem Sturz sich rettete.

Diese Stifter hatten wahrlich die Seele nur zum Gegenstande, die man jezt so ganz aus der Acht läßt. Noch ein Wort vom Sinnbilde, das der Chiffrist gewählt, den Punkten. Es liegt in dem Anschauen derselben eine gewisse Geschmeidigkeit, die uns selbst das Bild äußerst angenehm gemacht. Aus Punkten läßt sich so viel bereiten. Der gerade Weg, der krumme Weg, die Richtscheid, Winkelmaas, kurz, man kan sich, so zu sagen, was man will, aus den Punkten bilden. Und so ist auch des Menschen Seele. Weich, wie ein Wachs, nimt sie die Form von allem an, und alles läßt sie aus sich machen. Wie leicht versezt man einen Punkt. Man stelle sich im Bild der Seele so viel Gedanken vor, und wie leicht ist ein Gedanke dieser dann versezt; wie leicht ist sie daher zu lenken?

(d) Immer spielt der Verfasser auf jene Gesellschaft an, denn auch sie hat die Macht des

Ham-

Hammers. Entweder, er ist ein eifriger Verehrer derselben, und wünscht aus diesem Grunde, daß Misbräuche, die darin sind, abgeschaft werden, und ist das, so ist sein Unternehmen löblich, und der Herausgeber dieser Chifferschrift, der Verfasser dieser Anmerkungen, ist darin mit ihm gleicher Meynung.

Er schäzt und ehrt diese Gesellschaft in ihrer hergebrachten alten Reinigkeit, wenn er schon an den Misbräuchen derselben keinen Antheil nimt, und nie ihn nehmen will.

Allein, ist der andre Fall, und ist der Verfasser der Chifferschrift hämisch auf diese Gesellschaft, so muß wenigstens der Anmerker gestehen, daß er dennoch nicht unbesonnen dabey zu Werke geht, sondern, daß der Anschein des erstern weit mehr da ist. Alle, besonders die reellen Mitglieder dieser Gesellschaft, wenn sie auch noch so eifrig dafür sind, gestehen ein, daß grobe Misbräuche unter ihnen herschen. Obs mit dem Rechte des Hammers dieselbe Beschaffenheit hat, weis der

Verfasser dieser Anmerkungen nicht. Es läßt sich aber denken, da der Misbräuche so viel eingerissen sind, daß sie auch hier statt haben werden. Doch sapienti sat. Wir begnügen uns damit zu sagen, daß das Sinnbild des Hammers nicht minder bedeutungsvoll in Ansehung jener Krankheit der Könige ist, als die vorigen Sinnbilder, die der Chiffermann wählte. Allein eben so unpassend würden wir es finden, wo es als wahres Sinnbild gebraucht wird, wenn wir nicht zugeben müsten, daß hier auch in der alten Einrichtung ein andrer Sinn und Gebrauch war, den wir aber nicht enthüllen dürfen.

Man kan ein eifriger, der eifrigste Anhänger einer Gesellschaft seyn, man kan die Pflichten, die damit verbunden sind, Einverleibter derselben zu seyn, aufs allerpünktlichste befolgen, und dennoch kan man an den Misbräuchen derselben keinen Antheil nehmen. Allein, man kan hierbey auch noch sich es zur Pflicht machen, in so weit, als es die vorigen

Pflichten

Pflichten erlauben, an die Verbesserung zu denken, die eine Verbindung durch Vorschläge und Tadel erhalten kan.

Die Gewalt eines Königs ist allerdings mit einem Hammer recht gut zu vergleichen, der nur da treiben soll, wo es nicht gehen will, wo harte Körper so gegen einander stossen, daß nur Gewalt sie vereinen kan. Allein der gesellschaftliche Hammer soll auch nur Sinnbild der Ordnung, nicht der Gewalt seyn. Gewalt fand da nie statt, und selbst, wenn man Gewalt brauchen mußte, so bestand diese in einer allgemeinen Vereinigung, nicht Gewalt zu brauchen, sondern Verachtung war der Lohn des Mitglieds, welches sich strafbar gemacht, und diese Gewalt war stärker, als die treibende, denn sie führte den Menschen in das Nichts zurük, was er ist, wenn jeder andre Mensch sich von ihm trennt; denn der Weise, der sich selbst in dieser Welt genug ist, will darum doch die Achtung der Welt nicht entbehren, sonst ist er ein Narr,

denn

denn man ist oft am thörichsten, wenn man weise seyn will.

(e) Man bilde sich nicht ein, daß Könige sich nicht so ausdrüken. Es gab ihrer, die mit solchen Aeusserungen ihre Unterthanen von sich scheuchten. Wer sieht denn hin, wenn man es nach vieler Mühe so weit bringt, vorgelassen zu werden, wenn man nun glaubt, man habe sicher die Gewährung seiner Wünsche zu hoffen, wenn man mit vollem Vertrauen zu dem Monarchen kömmt, den man als Vater liebt, und dann sieht man vor seinem grausen Blik, der einen nieder zu bliken droht.

Schon das ist oft Politik, die die Minister ihm einhauchen, wenn sie eine Sache von der Seite angesehen wissen wollen, daß man gleich nicht auf Gewährung rechnen darf und soll. Da wissen sie entweder ihn vor der Audienz durch Vorlegung verdrießlicher Sachen, durch fehlgeschlagene Projekte, und was der Dinge mehr sind, so unmuthig zu machen, daß der

Ver-

Verdruß sich zeigen muß, oder sie sagen ihm ganz gerade zu, daß seine Würde erfordere, sich hier hart zu zeigen, daß der Mann, der sich ihm nähere, ein zu intrikater Kopf sey, als daß man ihm durch Freundlichkeit Aufmunterung geben müsse, zudringender zu werden. Sie stellen das von ihm vorgetragene Projekt gleich in ein solches Licht, daß, wenn der König sich überreden ließe, es anzufangen, oder Unterstüzung dazu zu ertheilen, es kein Mittel gäbe, sich den weitgreifenden Forderungen dieses Mannes zu entziehen. Betrift die Sache eine Klage über Ungerechtigkeit, so wird der Mann als unruhiger Kopf geschildert. Es giebt dann schon vorhergegangene Dinge, die ihn als einen solchen bekant machen. Nun steht der Bittende entweder gleich mit geschlagener Zuversicht, weil in den Blikken er sein Urtheil schon liest, oder hat er ja Standhaftigkeit genug, noch seine Sache vorzubringen, so wird er entweder mit einem kalten: Ich weiß schon, die Sache ist nicht praktikabel,

tikabel, abgewiesen, und mit einem mahle zum Stillschweigen gebracht, oder er wird an ein Dikasterium gewiesen, wo er schon zehnmahl gewesen ist, und eben so vielmahl abschlägliche Antworten erhalten. Wagt er es, dies zu sagen, so verschaft er sich den Titel eines Unruhigen, der dem Herrn seine Diener verdächtig machen will. Der Verfasser spricht in der Folge bey dem Kapitel, von der Krankheit, die Minister regieren zu lassen, statt selbst zu herschen, hiervon weitläuftiger.

Dem Anmerker aber ists zwar mit keinem Könige, sondern nur mit einem Fürsten so gegangen, der sich so wider ihn hatte einnehmen lassen, daß er von einer Sache, die eben vorher gelobt, nun offenbar sagte, sie tauge nichts.

(E) Man erlaube uns hier eine kleine Parallele zu ziehen, die, wenn auch jeder errathen sollte, auf wen sie gehet, wenigstens nicht gesagt ist, um zu beleidigen, sondern zu beweisen. In diesem Jahrhundert hat es drey Könige gege-

ben,

ben, deren zween, wenn auch nicht in dem Grade, doch fast so ganz das waren, was unser Chiffersprecher hier sagt. Der eine, von seinem Volke angebetet, weil er tapfer war, und dies den ersten Grund zur Liebe legte, die er sich erworben, hatte das Zutrauen so allgemein, daß selbst die Feinde, die er hatte, die, denen es in seinem Lande elend gieng, theils, weil sie es selbst nicht besser wollten, theils, weil er es nicht ändern konnte, die, die oft auf ihn schimpften, die er schimpfen hörte, und sie doch liebte, weil er wuste, sie hiengen an ihn, daß diese selbst, wenn wider ihn von andern, besonders Ausländern, gesprochen wurde, seine Parthey nahmen, und jeden zu ermorden drohten, der ferner ihn antasten würde.

Er hatte aber auch dadurch die Liebe seines Volks sich zu erwerben gesucht, daß er auf die minutissima desselben sahe, daß er besonders sich um die kleinsten Individua unter seinen Unterthanen bekümmerte, und gerade den Klei-

nen

nen mehr hold war, als den Großen, weil er einsahe, die Kleinen trugen mehr dazu bey, ihn glüklich zu machen, als die Großen. Das System des Glüks seiner Unterthanen war ein durchgedachtes Projekt, was hin und wieder auch mit Härte, besonders gegen die Großen und den Mittelstand angegriffen werden mußte, was aber nach Jahren, die er selbst auch zu erleben, so glüklich war, sich wirksam und in seinem vollen Glanze zeigen mußte.

Allemahl, wenn dieser König seine Länder durchreisete, so nahte man sich mit Liebe und Erstaunen, und sah ihn mit Bewunderung. Selbst in den Jahren, wo man noch nicht ganz zufrieden mit ihm war, wo man das Gute seiner Einrichtungen noch nicht so vorher sehen konte, war doch bey den meisten der Gedanke sehr lebhaft: Er muß das besser wissen. Er hat uns ja von denen errettet, die uns unterdrüken wolten, er wird uns auch nicht wollen untergehen lassen. Nachher wie man erst die wirklich guten Folgen sahe, wie die

Wir-

Wirkungen so sichtbar wurden, daß sie Segen brachten, da fieng man erst an, sich weniger und ihn mehr weise zu dünken, da nahm man, wenn man von ihm sprach, schon seine Müze ab, und sagte: Wer hätte das vorhersehen sollen!

Mit jedem Jahre seines Lebens wuchs seine Liebe unter seinem Volke. Mit jedem Jahre nahm die allgemeine Glückseligkeit mehr zu, mit jedem sahen auch die Misvergnügten mehr, daß sie Unrecht hatten, und ihrer wurden weniger.

Bey allem dem, war dieser Monarch nicht etwa kriechend. Nein, er flößte jedem Ehrfurcht ein, allein nicht Furcht. Die kleinsten Kinder liefen nicht für ihn, nicht, weil er nicht martialisch genug ausgesehen hätte — keiner sahe es mehr als er, allein, weil sie wußten, er liebte auch sie.

Seine Liebe glich einem Schneeballen, der immer zunimt.

Er verlangte diese Liebe von seinen Unterthanen auch durch das vollste Zutrauen zu

sich vermehrt. Er wollte, jeder sollte dreist und wie mit einem Vater mit ihm umgehen. Ihn konte niemand hintergehen, den er um etwas frug. Verlegenheit bestrafte er auf der Stelle mit Gleichgültigkeit, und Lügen mit Verachtung. Daher kam es, daß, um seine Liebe zu erhalten, alles offenherzig gegen ihn war, keiner einen Schleifweg suchte, um etwas zu erlangen, keiner sich lieber an einen Minister gewandt hätte, als an ihn selbst. Daher kam es, daß wie er starb, das ganze Land wehklagte. Sein Ruhm lebte nach seinem Tode in dem Maaße fort, wie er bey seinem Leben gewesen war. Die Wirkungen seiner Einrichtungen hatten tief genug gewurzelt, daß sie nicht mehr zerstöret werden können, und wenn auch sein Nachfolger, welches doch nicht der Fall war, darauf gedacht hätte, sie zu zerstören, so glauben wir, das Ganze hätte sich eher darwider gesezt, ehe man das zugelassen.

Der andere, der später nach ihm zu regieren anfieng, sahe das Gute ein, was dieser

ser in seinem Lande hervorgebracht, und wollte es nachahmen. Allein er verfehlte den Weg in zwey Stüken, an deren einem er selbst schuld war, an dem andern aber nicht. Das eine war, daß er zu rasch zu Werke gieng, daß er die Schwierigkeiten nicht einsahe, oder nicht einsehen wolte, die in seinen Ländern die Sache unendlich schwerer machte, als in den Ländern des andern Monarchen, daß er eines gewissen großen Vorgängers in der strengen Regierungkunst, Plan, mit dem Plane jenes liebenden und geliebten Monarchen vereinigte, und aus beyder Kombination etwas bessers zusammen zu sezen suchte, als jener gehabt hatte. Er hatte nicht bedacht, daß der, den er zum Hauptmuster nahm, selbst den andern, den er mit ihm verbinden wolte, schon in seine Harmonie gezogen, daß das Gute der Strenge, die jener bey einem hartnäkigen, schlechterdings nicht anders zu befriedigenden und zu zwingenden Volke anwenden mußte, schon abstrahirt war, in so fern es sich bey

einem lenkbaren kultivirten Volke anbringen ließe.

Das andere Stük, welches ihm im Wege war, und für das er nichts konnte, bestand darin, daß der Tod ihn zu früh hinwegnahm, weil sonst die Aenderungen, die er in seine Pläne gelegt hätte, ganz sicher das Ueble aus demselben verdrängt, und das Gute allein hätten übrig bleiben lassen.

Es war auch sein Wille nicht eigentlich, die Strenge zu üben, die er hernach übte, sondern er wollte glimpflich handeln, und wollte nur, seine Unterthanen sollten sich in seine Plane fügen. Das geschahe nicht sogleich, und er schob das auf Halsstarrigkeit, was nichts weiter als Gewohnheit war, von der man sich schwer trennt, und wo selbst der Befehlende sichs gefallen lassen muß, Geduld zu haben.

Daher kam es so wohl, als auf Rathgeben der um ihn Seyenden, die sich weise dünkten, und es nicht waren, daß man strenger wurde, daß man gefürchtet ward.

Schrift-

Schriftsteller, die über diesen Monarchen geschrieben, haben ihm persönlich oft Unrecht gethan, weil sie alles nach den Wirkungen beurtheilten, nicht nach den Triebfedern, aus denen er handelte. Und wenn schon eines Monarchen Regierung mehr nach den Wirkungen betrachtet werden muß, als nach den Gründen, aus denen gehandelt wird, weil keine Kunst mehr Pflicht hat, sich um die Zukunft zu bekümmern, als die Regierungskunst, so ists doch gewis, daß dieser Monarch gerade in einem Zeitpunkte starb, wo er auf dem Wege war, recht gros zu werden, wo es an dem war, daß viele Uebel, die er auf einmahl gestiftet, nach und nach alle sich in so viel Gutes für die Menschheit verwandelt hätten.

Dann erst, wann diese Epoche eintrat, hätte man gesehen, daß die Pläne, die er hatte, nicht so widersinnig waren, als man sie macht, sondern daß man nur in dem Maaße der Ausführung fehlte, schneller ausführte, als man es hätte sollen.

Indessen brachte er dadurch, daß er durchsezen wolte, und welcher Monarch will nicht gern durchsezen, besonders wenn er glaubt, was er durchsezen will, ist gut, es dahin, daß man ihn fürchtete, dahin, daß man für ihn zitterte, dahin, daß man es wagte, ihn einen Despoten zu nennen, der er nur schien, oder wenn man lieber will, den die Umstände dazu machten, und einen Tyrannen, der er nicht war. Er hatte die Krankheit der Könige, nicht weise genug seine Vertraute gewählt zu haben. Er hatte keine, sagt man — O keine öffentliche Vertraute haben, und privatim ihnen Gehör geben, ist für einen König sehr schlimm. Denn da ists heute dieser, und morgen jener, und oft gerade, die es am wenigsten seyn solten. Nein, ich bin sehr — sehr dafür, daß ein König einen gut gewählten Vertrauten habe, allein es muß freylich 1) kein böser Mensch seyn, der ihn auf diese Seite lenkt, 2) kein fühlloser Mensch, der weniger auf Individua sieht, und leiden läßt, was

da

da nach der Lage der Sache leiden muß, und 3) kein Genie seyn. Denn die Menschheit ist übel daran, wenn diese ihrem Drange den Lauf lassen.

Was den dritten König betrift, so müssen wir eine kleine Pause machen, denn da wir diesen noch bey einer andern Gelegenheit deutlicher ins Licht stellen müssen, so versparen wir lieber bis dahin auch das, was wir jezt über ihn sagen könten.

(8) Also auch deine beste Säule, Tempel, den die Ewigkeit einst in sich fassen soll, pranget hier im Büchlein dieses Verfassers. Königen schreibt er sie als eine Haltung vor, an welcher sie ihre Stüze suchen sollen. Aber wie lauten seine Worte von denen, die da Söhne seiner und der Weisheit desselben seyn wollen. Pracht ist statt Schönheit erschienen. Pracht und Schönheit! Welch ein himmelweiter Unterschied. Die wahre Schönheit, die Tochter der Weisheit zeigt sich nicht im äußern Glanze. Nein, die Säule der Schönheit soll im

Her-

Herzen seyn. Schöne Handlungen sinds, die die Schönheit als Schwester der Weisheit bestimmen. Und ihre Stärke? Nicht in der Zahl, nicht nach der Menge berechnet. Ein Wald voll fauler Bäume können mir keine Hütte gewähren. Ein gesunder Stamm kan das. Die Stärke, die Weisheit gebiert, ist Stärke der Seele, nicht Stärke des Körpers. So wie ihr einen Körper ausmachen solt, so solt ihr auch eine Seele ausmachen, und euer Körper sey so schwach er wolle, ist eure Seele stark, so wird ihn nichts erschüttern.

Ende des ersten Quarts.

II 456

vd18

ULB Halle 3
006 302 181

n.c

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652155-p0101-7

Die vier mahl vier Zeichen

oder

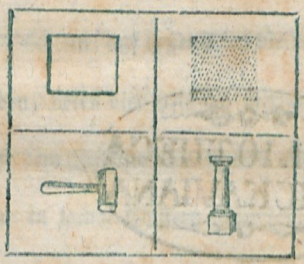
das Buch

über die

Krankheiten der Könige.

Ein Manuscript

in einer Chiffersprache gefunden, ins Hochteutsche übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen.



Erstes Quart.

Zu finden

in allen Europäischen Staaten und in der Asiatischen Türkey.

Farbkarte #13 B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-652155-p0103-8